

«... und grüsse Dich herzlich»

Sigmund Freud: Unterdeß halten wir zusammen. Briefe an die Kinder.

Hrsg. Michael Schröter. Aufbau, Berlin 2010. 683 Seiten, Fr. 48,90.

Von Sabine Richebächer

Dass Sigmund Freud ein wunderbarer Briefschreiber war, wissen wir aus zahlreichen Korrespondenzen zwischen ihm und seinen bedeutenden Schülern und Mitarbeitern wie C.G. Jung, Karl Abraham und Max Eitingon, aber auch aus Briefen an seine Schwägerin Minna Bernays und seine jüngste Tochter Anna Freud, die eine eigenständige Fortsetzerin des väterlichen Werkes war. Jetzt hat der Berliner Soziologe und Freud-Spezialist Michael Schröter wiederum eine hervorragende Edition herausgegeben – es sind die Briefe von Freud an seine fünf älteren Kinder: Mathilde (1887–1978), Martin (1889–1967), Oliver (1891–1969), Ernst (1892–1970) und Sophie (1893–1920), die hier erstmals nach den Handschriften veröffentlicht werden.

Ratschläge für die Kinder

Als Freud diese Briefe schreibt, ist er über fünfzig. Er hat den Professorentitel, nimmt gute Honorare von seinen privaten Patienten, die häufig aus dem Ausland kommen; seine Werke erscheinen in vielfacher Auflage. Die Psychoanalyse ist eine internationale Bewegung geworden; es existieren mehrere psychoanalytische Zeitschriften; und die Erfolge bei der Behandlung von Kriegsneurosen bringen der neuen Wissenschaft endlich die gesellschaftliche Anerkennung.

Freud ist ein vielbeschäftigter Mann und muss hart arbeiten, denn er braucht viel Geld: nicht nur für die eigene, vielköpfige Familie inklusive Schwägerin Minna und Personal, sondern auch für den Unterhalt seiner Mutter und deren Schwestern. Mit Martha Bernays führte Freud die zeitübliche arbeitsteilige Ehe, wo die Frau im Alltag für die Kinder zuständig ist, welche den Vater, ausser bei den Mahlzeiten, kaum zu Gesicht bekommen. War aber Not, waren die Kinder in Sorge oder Bedrängnis, dann galt das ungeschriebene Gesetz, dass man sich an den Vater wenden durfte um Aufmerksamkeit, um Rat, um finanzielle Unterstützung.

Was die vorliegenden fünf Briefserien von den bisher veröffentlichten Korrespondenzen unterscheidet, ist ihr rein privater Charakter, der Freud als Vater seiner erwachsenen Kinder zeigt – ohne berufliche Beimengung. Die Briefserien beginnen, als Freuds Söhne und Töchter zwischen 19 und 26 Jahre alt sind – es sind keine Kinder mehr, sondern junge Menschen auf dem Weg zum Erwachsenwerden und mit den Fragen dieser Lebensphase beschäftigt: mit Berufswahl und Partnerwahl, mit Fragen um Gesundheit und der Kinderfrage. Sexuelles wird offen angesprochen, etwa wenn



Sigmund Freud (1856–1939) kümmerte sich um seine Kinder, auch als sie schon erwachsen waren; hier mit seinem Söhnen Ernst und Martin, 1916.

Ernst, «das Lämpchen» – so der Vater –, sich «eine kleine Gonorrhö» einfängt, die in Wien «geheim abgemacht» werden muss. Auch wenn Sophie sich sorgt, nicht hübsch genug zu sein, ist der Vater mit taktvollen Worten an ihrer Seite.

Freud schätzte und förderte Frauen in der psychoanalytischen Bewegung – privat gelten andere Werte: Für seine Töchter sieht er keine Berufsausbildung vor, sie sollen Ehefrauen und Mütter werden. Einzig Anna Freud, der Jüngsten, wird der Ausbruch gelingen. Die Ehe Kandidaten der Töchter sollen in der Lage sein, ihre Familie zu ernähren, sie sollen keine Erbkrankheiten haben und – jüdisch sein. Ansonsten dürfen die Töchter selber wählen.

Familie ist auch Vatersache

Auf Freuds ausdrücklichen Wunsch hin wählen die Söhne Studiengänge fernab des väterlichen Wirkungsfeldes. Martin wird Jurist, Oliver macht ein Ingenieurstudium, Ernst wird Architekt. Welches Motiv Freud bei seinem Anliegen hatte, bleibt im Verborgenen. Fürchtete er die Rivalität, die ihm bei Schüler-Söhnen wie C. G. Jung, Wilhelm Reich oder Otto Rank manche schmerzliche Trennung verursachte? Wollte er die Söhne schützen, ihnen das Antreten gegen den starken Vater ersparen? Verfolgt man den Lebensweg der Freud-Söhne entlang der Briefserien, so drängt sich der Eindruck auf, dass der Schatten des Vaters auf ihnen ruht. Martin und Oliver bleiben stets auf finanzielle Zuwendungen des Vaters angewiesen, einzig Ernst Freud wird wirklich selbständig, wobei auch in seinem Falle in Berlin und später in Lon-

don zahlreiche Aufträge für Häuser und Innenausstattungen aus den Kreisen der Freudianer kommen.

Eindrücklich sind die Briefe aus der Zeit des Ersten Weltkrieges. Freuds Praxis bricht zeitweise zusammen; die psychoanalytische Bewegung kommt zum Stillstand, da Redakteure und Autoren im Feld sind – auf beiden Seiten der Front. Freud schreibt an Max Halberstadt, Sophies Ehemann: «Zwei meiner Söhne sind schon Feuerwerker, wie weit es der dritte bei der Artillerie bringt, wollen wir sehen.» Die Kriegsbriefe sind von Schröter ergänzt worden mit Auszügen aus den Gegenbriefen der Söhne. Der Vater bewährt sich als Ratgeber, als Helfer in Ausrüstungs- und Gesundheitsfragen, er schickt Geld.

In der Familie Freud war Beziehungsarbeit keine mütterliche Angelegenheit oder Frauensache. Der Zusammenhalt – die Absprache der Sommerferien, der Austausch von Neuigkeiten ebenso wie von Geschenken – wurde wesentlich mitgetragen vom Vater, der mitwebt an einem Familiennetz, das das Überleben des Einzelnen und der Gemeinschaft sichert. Das kommt in einem der letzten Briefe nochmals zum Ausdruck, den Freud kurz vor seiner Emigration 1938 an seinen Sohn Ernst schreibt, der bereits im Londoner Exil eingetroffen ist: «Zwei Aussichten erhalten sich in diesen trüben Zeiten, Euch Alle beisammen zu sehen und – to die in freedom. Ich vergleiche mich manchmal mit dem alten Jakob, den seine Kinder auch im hohen Alter nach Aegypten mitgenommen haben (...) Es ist Zeit, dass Ahasver irgendwo zur Ruhe kommt.» ●

